

VOM SINN DER BÖHMISCHEN GESCHICHTE*

Von *Oswald Kostrba-Skalicky*

Aufgefordert worden zu sein, die erste öffentliche Veranstaltung der Gesellschaft zur Förderung der Forschung über die Tschechoslowakei in München zu bestreiten — gerade in München, dieser Stadt, deren Name die Belastung der neugeschichtlichen Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern so unheilvoll symbolisiert —, bedeutet für den Vortragenden zweierlei: eine Ehre, die sich aus der Möglichkeit ergibt, zu Bemühungen, die zum Erlangen wesentlicher Einsichten führen sollen, beizutragen, und auch eine Verpflichtung, einen solchen Beitrag zu leisten, der, ohne Anspruch auf verbindlich-programmatischen Charakter zu erheben, doch einem Abstecken von Teilzielen gleichkommen sollte, das für den Forschungserfolg fördernd wäre. Und für beides, das heißt für die zu gewinnenden Einsichten ebenso wie für den Weg, der zu solchen führen soll, gilt, daß sie für zwei unmittelbar Beteiligte von Nutzen sein sollten, nämlich für das Land, dessen Problematik es zu erforschen heißt, sowie für das Land, in welchem sich aus mancherlei Gründen der Sitz unserer Gesellschaft befindet.

Dies sind äußerst anspruchsvolle Ziele, deren restlose Erfüllung den Rahmen eines Vortrages notgedrungen überschreiten und sprengen muß. Deshalb gebietet ein sachliches Einschätzen der Möglichkeiten von einem Versuch in dieser Richtung, von Anregungen für eine detaillierte Forschung zu sprechen, die die Voraussetzungen für zusammenfassende Einsichten schaffen soll.

Nicht nur das gegebene Thema sondern sein Titel allein illustriert schon am besten das Komplexe der Fragestellung: es soll vom Sinn der „böhmischen“ Geschichte die Rede sein und doch heißt das Territorium, um welches es geht, „Tschechoslowakei“, wobei Böhmen nur eines der Länder, eine der Regionen jenes Staates ist, der während der vergangenen fünfzig Jahre so entscheidend das Schicksal Europas beeinflusste. Und weiter: was ist in der wahrsten Bedeutung des Wortes der „Sinn“ der Geschichte eines Landes oder der Sinn der Geschichte überhaupt? Gibt es oder gab es einen solchen? Kann überhaupt ein solcher zusammenfassend, erklärend, bestätigend und offenbarend wirken?

Diesbezüglich gibt es einige Schulen des Denkens, aus denen ich nur jene Formulierungen herausgreifen möchte, die von der „Bedeutung des geschichtlichen Ablaufs im ganzen“ sprechen, und von der Bemühung und Notwendigkeit, „dem anscheinend Sinnlosen Sinn zu verleihen“.

* Vortrag, der anlässlich der ersten öffentlichen Veranstaltung der Gesellschaft zur Förderung der Forschung über die Tschechoslowakei in der Siemens-Stiftung zu München am 8. Januar 1974 gehalten wurde. Er ist eine individuelle Interpretation des Verfassers, für die er selbst die Verantwortung trägt (Karl Bosl).

Es ist ein beachtliches Phänomen, daß, wenn immer in Böhmen von der „Philosophie“ der böhmischen Geschichte gesprochen wurde und wird, es sich um andere Kategorien handelte und handelt, als es zum Beispiel bei Spengler oder Toynbee der Fall ist. Man sagte und sagt „Philosophie“ und man meint schlicht und einfach eine Antwort auf die Frage nach dem „Sinn des Geschehens“. In dieser Beziehung ist es nicht uninteressant festzustellen, daß eine solche Suche nach dem „Sinn“ des Geschehens im eigenen Lande weder in der französischen, noch russischen, englischen, bulgarischen oder italienischen Geschichte mit so einer Intensität, ich möchte sogar sagen mit so einer andächtigen Besessenheit stattgefunden hat. Es scheint nicht nur die jeweilige Problematik und ihr folgenschwerer und nur allzu häufig enttäuschender Verlauf gewesen zu sein, der diese ungewöhnliche böhmische Hingabe an die Suche nach dem Sinn des Geschehens erklärt, sondern auch die Tatsache, daß man immer wieder den Versuch unternahm, wissenschaftliche Erkenntnis mit einer Aktualisierung der vergangenen, der bereits Geschichte gewordenen Fakten zu verbinden, um so ein politisches Programm zu schaffen oder zu rechtfertigen, das fähig wäre, das Tragische, anscheinend Sinnlose und Vergebliche — also alles das, was als Symptom und Folgeerscheinung von Niederlage und Mißerfolg nach einer annehmbaren und lindernden Erklärung sucht — so zu beantworten, daß noch Raum und Begründung für lebensnotwendige Hoffnung bliebe. Dieser Drang ist recht alt, hat in Böhmen seine Tradition, hat auch klassische Werke hinterlassen, Hypothesen aufgestellt, Lösungen und Verklärungen angeboten. Es sei gleich gesagt, daß alle bisherigen Versuche, eine alles erklärende Generallinie zu finden, Produkte der jeweiligen spezifisch nationalen, politischen, religiösen und sozialen Auseinandersetzungen waren. Alle blieben durch das aktuelle Engagement ihrer Epoche gezeichnet; mancher Versuch einer klärenden Zusammenfassung scheiterte am Mangel oder am Nichtvorhandensein detaillierter Forschungsergebnisse; andere ignorierten die Untersuchung wesentlicher Motive und ihrer objektiven und psychologischen Folgen. Eines war aber allen gemeinsam: der dargebotene „Sinn“ des Geschehens verlor an der nächsten Wende des böhmischen Schicksals seine Gültigkeit, als ob der Blick zurück — von der eben überstandenen Peripetie oder Katastrophe aus — die rückschauende Perspektive verändert hätte.

Diese böhmische Bemühung um das Ausfindigmachen des zusammenfassenden Sinns der eigenen Geschichte geht auf Palacký und seine metaphysisch begründete Ansicht zurück, daß ein objektiv verständlicher Sinn der Geschichte auf philosophisch spekulativem Wege entdeckt werden könne. Auch Herder und der Einfluß seiner romantischen Philosophie sei erwähnt, die den Völkern spezifische geschichtliche Sendungen zuschrieb, so z. B. die Slawen als Träger des humanitären Gedankens sah — etwas was man nach der Erfahrung der letzten Jahrzehnte, die gezeigt haben, daß es keine gültige Prädestination zum Guten oder Bösen unter den Völkern gibt, besser vergißt. Kollár, Palacký, Bolzano und Masaryk übernahmen dieses Schema und es müssen Pekař, Svátek und Nejedlý erwähnt werden, wenn es darum geht aufzuzeigen, wie stark der böhmische Drang, einen zusammenfassenden Sinn der Geschichte zu finden,

war und wie bestimmend — politisch und ideologisch — diese Art von Interpretation in das Leben des böhmischen Raumes eingegriffen hat. Es gab einige — beinahe axiomatische — Behauptungen, z. B. daß der Sinn der tschechischen Geschichte „im ewigen Kampf gegen das Deutschtum“ läge, oder „in der Verkörperung des demokratischen Denkens“, „in der humanitären Mission“, „in der Rolle einer Barriere gegen den deutschen Drang nach Osten“, „in der traditionell fortschrittlichen Sendung der Arbeiterklasse“. Aus diesen Richtungen und mit solchen Rechtfertigungen kamen dann die jeweiligen Interpretationen des aktuellen Geschehens als Waffe in der aktuellen, zeitlich begrenzten Problematik und der Konfrontation mit den Gegnern. Von hier kamen aber auch Legenden und Mythen, Idealisierung und Glorifikation. Und da ohne Ausnahme alle diese Versuche einer Sinnggebung versagen mußten, wenn es um die Zusammenfassung jener Vielfalt der Phänomene ging, die das Geschehen in Mitteleuropa während der vergangenen Jahrhunderte bestimmten, stellte sich immer wieder das Gefühl des Unbehagens ein. Es zeigte sich z. B. vor einem Jahr, im Januar 1973 — und dies sei als ein hoffnungsvolles Kuriosum erwähnt —, bei der gemeinsamen Sitzung der Kollegien für Geschichte der tschechischen und slowakischen Akademien der Wissenschaften in Liblice bei Prag, daß hinter der Bemühung, die Geschichtsschreibung in den Dienst der „Normalisierung“ zu pressen und wieder einmal ein „marxistisches Konzept der nationalen Geschichte“ zu finden, sich unter anderem auch das beunruhigende Gefühl verbarg, daß es bis jetzt auch der marxistischen Historiographie nicht gelungen ist, zusammenfassend und erklärend jene Fragen zu beantworten, die immer wieder gestellt werden und zwar ohne Rücksicht darauf, wer in Böhmen herrscht.

Fragen haben meistens einen Grund. Das trifft auch für die so ungemein hartnäckige Frage nach dem Sinn der eigenen Geschichte zu, die in Böhmen gestellt wird und von der man nicht einmal sagen kann, sie hätte einen tragischen Unterton, denn sie selbst ist Tragik und seit jeher Ausdruck von Verzweiflung. Das war nicht immer so und es genügt, daran zu denken, daß z. B. einst das hussitische Böhmen, anscheinend, für sich den Sinn — programmatisch und mit jenen Einschränkungen, die man sehen muß, wenn man an die Opponenten innerhalb des Landes denkt — als Postulat aufstellte und das nicht gerade kleinlich: die Grenzen waren, wenn dieser Vergleich gestattet ist, die Grenzen des Reiches Gottes. Der Sinn jedenfalls wurde positiv gefaßt oder deklariert und ohne Frage. Die Fragen kamen später mit den Mißerfolgen, mit der scheinbaren Unvereinbarkeit von Absicht und Resultat, mit dem Verschwimmen der sichtbaren Konturen, die die Lebensbereiche einer Gemeinschaft abstecken sollen, mit dem Vergleich des eigenen nationalen und staatlichen Schicksals mit jenem der überschaubaren Umwelt. Die Fragen kamen, als sich die tragischen Folgen der verschiedenen Auf- und Umbrüche in Böhmen zu häufen begannen. Sie kamen mit dem ewigen Anfang, der nirgendshin zu führen scheint als nur in die nächste Enttäuschung, zu neuen Opfern und Katastrophen. Und die Fragen nach dem Sinn des Geschehens scheinen noch eindringlicher geworden zu sein, seitdem die moderne Geschichte der Territorien,

die heute die Tschechoslowakei bilden, ein halbes Jahrhundert (1918—1968) des Geschehens vorweisen kann, das auch dem größten Optimisten die Fähigkeit nehmen müßte, im Bösen das Gute zu sehen.

Ganz kurz gefaßt: außer der erfolgreichen Staatsgründung im Jahre 1918 gab es — vom Gesichtspunkt des Staates und seiner Völker — nur Katastrophen. Ich wage zu behaupten, daß in diesem Raum jeder, der aus jenem Land kommt, als Opfer dieser Katastrophen einzustufen ist, sei es als Opfer der Kapitulation von 1938, der Besetzung von 1939—1945, der Vertreibung von 1945, der Machtübernahme von 1948, der Jahre nachher, oder als Opfer des Jahres 1968. Diese Jahreszahlen sind schon längst zu Chiffren geworden, hinter denen sich wie selbstverständlich Hunderttausende vernichteter Existenzen und Hunderttausende von Toten verbergen und die Frage nach dem „Sinn“ verständlich erscheinen lassen. Einfacher könnte man sagen: da stimmt doch etwas nicht, denn die Vorzeichen zu den Opfergängen und Hinschlachtungen wechselten zu schnell, die Motive wirkten verwirrend und es scheint keine Mechanik zu geben, die eine Fortsetzung verhindern könnte. Man müßte vielleicht das Ziel durch die Fragestellung erreichbarer gestalten: anstatt nach dem Sinn zu fragen, müßte man vielleicht zuerst die Frage stellen, warum es so gekommen ist und ob es so kommen mußte?

Dieser Tage sind es bereits sechs Jahre her, seit jene Entwicklung, die zum „Prager Frühling 1968“ führte, in auch vom Ausland sichtbare Bereiche getreten ist. Vielleicht ist es der allgemeinen Beschleunigung des Geschehens zuzuschreiben, daß die Ereignisse des Jahres 1968 heute in der ČSR bereits unwiderbringlich in der paralysierenden Lethargie — jener Lethargie, die traditionell tschechoslowakischen Niederlagen folgt — untergegangen sind, ebenso untergegangen wie im Bewußtsein des Westens.

Der Verlauf des Jahres 1968 in der Tschechoslowakei — eine Bildergalerie, die alles beinhaltet: guten Willen und minderen Opportunismus, Opferbereitschaft und Verrat, idealistische Begeisterung und schändlichste Spekulation, romantischen Enthusiasmus und niedrigsten Realismus, Patriotismus und Berechnung, soziales Experiment und weltfremden Messianismus, machtpolitische Torheit und gedanklichen Höhenflug, unerträgliche Überheblichkeit und evangelische Demut und schließlich als Krönung, wie immer während der letzten 50 Jahre, totale, widerstandslose, ja schändlich-beschämende Niederlage mit tragischen Folgen für das Land selbst wie auch für Europa. Kurzum, dieses Jahr 1968 war bis heute zwar die letzte, aber bei weitem nicht die erste Rechtfertigung, nach dem „Warum“ des Mißerfolges zu fragen. Ein Vorgang — einzig und allein aus dem Wachsen und Werden seiner Voraussetzungen verständlich — bedeutete für das Land selbst einen ungeheuerlichen Rückschlag bezüglich aller Bemühungen, die auf eine graduelle Wandlung jenes Systems abzielen, das sich noch nie durch Feingefühl und Rücksicht auszeichnete. Und für Europa hinterließ der „Prager Frühling“ die verstärkte Präsenz der sowjetischen Militärmacht und ihr weiteres Vordringen in westlicher Richtung.

Aber gehen wir weiter zurück: 1956, als die ungarische Revolution, ebenso wie der erfolgreiche „Polnische Herbst“ und das bis zum Siedepunkt gestei-

gerte politische Klima der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands — und als Folge die im Westen vollkommen mißverstandene Deklaration einer in sich uneinigen sowjetischen Führung vom 30. Oktober — Voraussetzungen für eine Wende des europäischen Schicksals geschaffen hatten, war Prag zum entscheidenden Element in der weiteren Auseinandersetzung zwischen zwei Welten geworden, die durch die fernen Kapitalen Moskau und Washington nur unvollkommen symbolisiert sind. Die lethargische Haltung der Bevölkerung, die Festigkeit des Prager kommunistischen Regimes, die Unüberwindlichkeit der tschechoslowakischen Grenzen für die Ideen einer Revolte gegen Moskau — so wie auch die westliche Unentschlossenheit — ließen das deklarierte Moskauer Zögern ungenützt vergehen, Ungarn zu einem lokalen und lokalisierbaren Phänomen werden und öffneten so den Weg für die sowjetischen Panzer und zur Niederlage der ungarischen Freiheitskämpfer. Eine entscheidende Schlacht, die das europäische Schicksal für weitere Jahrzehnte entschieden zu haben scheint, wurde aus Gründen verloren, die ihre Erklärung in der böhmischen Geschichte, in der nationalen und sozialen Entwicklung des Landes haben.

Zwanzig Jahre vor dem Prager Frühling und mit gänzlich anders verteilten Rollen der Akteure als 1968 verschwand 1948 die kränkelnde tschechoslowakische Demokratie hinter dem, was man damals „Eiserner Vorhang“ nannte. Die kommunistische Machtübernahme bedeutete nur für eine Minorität einen Sieg, falls es ein Sieg ist, wenn die eigene Kraft hauptsächlich in der Schwäche und Unfähigkeit des Gegners besteht. Als Folge: die Gründung der Nordatlantischen Verteidigungsgemeinschaft, die Petrifikation der Fronten des Kalten Krieges, die einige jener Voraussetzungen schufen, die zu den Persekutionen und Hinschlachtungen der fünfziger Jahre in Osteuropa und zu besonders widerwärtigen Erscheinungen in der ČSSR führten.

Zehn Jahre vorher, 1938, die „Sudetendeutsche Krise“, Prags kampflose Kapitulation, die Preisgabe eines Staates und einer Idee mit allen ihren Folgen. Von außen gesehen nur eine Etappe der sich anbahnenden großen Konfrontation, aber von innen gesehen die bis zur Unlösbarkeit zugespitzte nationale Auseinandersetzung innerhalb des Landes, teils Erbe ungelöster Problematik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, jedenfalls aber ein Versagen der praktischen Applikation des 1918 aufgestellten Konzeptes für die neugegründete Republik.

Solange ein friedlicher Ablauf der Geschichte garantiert zu sein scheint, muß man sich um sie nicht kümmern. Dies ist eine bequeme Philosophie für idyllische Zeiten. Aber auch wenn der Glaube des Optimisten von Kleinigkeiten genährt wird, dürfte es kaum einer realistischen Einstellung entsprechen, würde man die letzten fünfzig Jahre der böhmischen oder tschechoslowakischen Geschichte als eine Idylle bezeichnen und besonders ihren Einfluß auf das europäische Schicksal bagatellisieren.

Die Reichweite eines jeden Bebens, das Böhmen erschütterte, ist nicht zu unterschätzen und auch durch die bis jetzt getroffene Aufzählung nicht vollkommen erfaßbar. Ein Beispiel: die tschechische, auf die Wiedererlangung der Selbständigkeit abzielende Auslandsaktion 1914—1918 trug durch ihr erfolgreiches

Verlangen nach einer Einbeziehung der Zerstörung Österreich-Ungarns in die Kriegsziele der Entente zur schicksalhaften Neugestaltung Mittel-, Ost- und Südosteuropas ebenso bei, wie das Versagen der tschechoslowakischen militärischen Aktion in Rußland 1918—1919 zu der entscheidenden Festigung der Macht der Sowjets beigetragen hat. Prinzipiell ähnlich Bedeutendes wiederholte sich — wenn auch mit andersartig gesetzten politischen und sozialen Zielen — bei der tschechoslowakischen Auslandsaktion 1939—1945 und durch das Konzipieren und die Durchführung des unmenschlichen Aktes der Vertreibung der böhmischen, mährischen und schlesischen Deutschen 1945—1946.

Es sei hier nur gestreift, daß hundert Jahre bevor Luther vor dem Reichstag in Worms stand, in Böhmen die Einheit der Römischen Kirche für immer gesprengt wurde und Böhmen vor Luther und Calvin den Protestantismus, und vor der Heiligen Johanna den modernen Nationalismus aus der Wiege hob. Es war die hussitische Bewegung, die als erste zu der Zerstörung der mittelalterlichen sozialen Struktur beigetragen hat und in mehr als einer Richtung zur Vorgängerin der französischen und der amerikanischen Revolution geworden ist. Und dies alles — ebenso wie z. B. das Jahr 1968 — bedingt durch spezifisch böhmische Gegebenheiten. In der gleichen vereinfachenden Art — denn es geht ja an erster Stelle um Einsichten in die moderne böhmische Geschichte — sei hier gestreift, daß am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts die Konfrontation zwischen ständischer Regierungsform und dem zentralistisch-absolutistischen Staat von Böhmen ihren Ausgang nahm — ausgelöst durch lokale Problematik —, um Europa in den alles verwandelnden Dreißigjährigen Konflikt zu stürzen.

Aber kehren wir zu der ursprünglichen Fragestellung, zu der Frage nach den Ursachen der Katastrophen in der modernen Geschichte Böhmens zurück. Die entscheidenden Wendepunkte zeigen gemeinsame Züge, doch die vereinfachende, meistens engagierte, sehr häufig rührend-naive Interpretation des Geschehens, sonderbare Irrtümer im Urteilsvermögen der Verantwortlichen, die rasche Folge von Katastrophen und endlich die Willkür jener, die weisungsgebunden den Böhmen ihre eigene Geschichte verdolmetschen, verhinderte erfolgreich die Erkenntnis, daß sich in der modernen böhmischen Geschichte eine klassische Formel wiederholt:

1. das Konzipieren eines „großen Gedankens“,
2. der inkonsequente Versuch seiner Verwirklichung,
3. Konfrontation mit dem Gegner,
4. Kapitulation,
5. Katastrophe,
6. ein neuer Anfang unter schlechteren Voraussetzungen,
7. siehe oben unter 1.

Als 1918 ein böhmischer Staat — in veränderter Form — wieder auf den Landkarten erschien, wurden einige Theorien für seine Wiedergeburt und zukünftige Entwicklung aufgestellt, nur eine nicht, nämlich die, die von der einzigen unbestrittenen Gegebenheit ausgegangen wäre — von einer Gegebenheit,

die vielleicht die einzige war, die das Gestern mit dem damaligen Heute und dem zukünftigen Morgen lückenlos und überzeugend verband —, daß nach drei Jahrhunderten wieder ein selbständiger böhmischer Staat die Herrschaft in jenem carefour de l'Europe übernommen hatte, in dem sich die klassischen strategischen Verbindungen zwischen Nord und Süd, Ost und West in Mitteleuropa kreuzen. Vielleicht müßte noch heute und gerade hier — wo die notwendige Freiheit dafür garantiert ist — das gefragt und beantwortet werden, was einst verabsäumt wurde, nämlich ob die Voraussetzungen für die Erfüllung einer traditionellen Funktion in Mitteleuropa überhaupt noch gegeben waren und ob diese Aufgabe nicht von einem — wie versprochen — föderalisierten Staat besser hätte erfüllt werden können. Eine solche Untersuchung müßte außerhalb der politischen Lyrik und Belletristik vor sich gehen, denn es scheint, daß diese Fragen 1918 und auch nachher nicht gestellt und nicht diskutiert wurden, obwohl man bei T. G. Masaryk Andeutungen findet, die darauf schließen lassen, daß es eben diese Fragen gewesen sein mußten, die zeitweise den ruhigen Schlaf dieses außerordentlichen und wahrscheinlich auch einsamen Mannes störten: Nach dem Zerfall Österreich-Ungarns nämlich, das nicht überlebte, da es nicht fähig war, einen Kompromiß zwischen seinen zehn Nationen, dem wachsenden Nationalismus und einem Staatsgedanken zu finden, sollte die Tschechoslowakei Heimat für sieben Nationen werden, obwohl der Nationalismus aus dem Krieg gestärkt hervorgegangen war.

Es gibt viele Fragen, auf die eine Antwort aus der Erfahrung und nicht aus Büchern kommen muß, und so scheint es nachholungswürdig und wichtig festzustellen, ob nach einer tausendjährigen Trennung der Tschechen und Slowaken das Experiment mit dem gemeinsamen Staat und der „tschechoslowakischen“ Nation zu verantworten war. Weiter dann, ob die territoriale Expansion des neuen Staates bis in die Karpaten und an die Ufer der Donau, und dadurch praktisch bis in die Problematik des Balkans und der Adria, dem historischen Erbe entsprach und nicht nur eine zusätzliche Belastung in einer Situation bedeuten mußte, in der die Minderheitenfrage — vor dem Hintergrund des Nachkriegseuropa — schon mehr als genug Probleme schuf. Und weiter dann die Frage, ob diese neue und für einen böhmischen Staat ahistorische territoriale Problematik nicht ein solideres, realeres und geschichtsnäheres Konzept verlangte als das recht allgemeine Credo der „humanitären Demokratie“, die zwar einem politischen und sozialen Programm Inhalt verleihen kann, aber kaum eine wesentliche Beziehung zu einer Gemeinschaft von Menschen herstellt, die durch realere, gewichtigere und ältere Kriterien definiert bleibt.

Die damals nicht gestellten und sicher nicht ohne Absicht verabsäumten Fragen haben kaum an Aktualität verloren, denn es ist überraschend, wie wenig bis heute geschah, um die tschechoslowakische Version des böhmischen Staates in die klassische nationale und soziale Problematik seiner Länder, Mitteleuropas und schließlich in die machtpolitische Problematik des Kontinents einzufügen. Sieht man von der kommunistischen Partei ab, die das Heil in der Funktion eines Hebels der sowjetischen Machtpolitik sah und sieht, bleibt nur das ausschließlich taktische Konzept des französischen und später sowjetischen Bünd-

nisses d. h. eines Bündnisses mit außermittleuropäischen Mächten, sowie die Zugehörigkeit zum Paktsystem der Kleinen Entente, deren beide andere Mitglieder nicht nur an einer spezifischen innerpolitischen und militärischen Schwäche litten, sondern einen traditionell mitteleuropäischen Staat auch noch zusätzlich mit Konfliktbereichen konfrontierten — Balkan, Adria und Mittelmeer —, die weit außerhalb der Grenzen seiner historischen und auch natürlichen Interessen lagen. Es dürfte schwer fallen, eine überzeugendere Illustration für die Trennung eines Staates von seiner ursprünglichen und geographisch definierten Funktion zu finden. Aber warum und weshalb erreichte die Kritik der damaligen offiziellen Außen- und Innenpolitik nicht mehr, als daß man sie leicht als ketzerische und verdächtige Gedankengänge abtun konnte?

Leichtfertigkeit, Schwäche und Inkonsequenz bestimmten auch die Handhabung der Krise, die sich in den späten dreißiger Jahren zu entwickeln begann und zur Auflösung des sonst so hoffnungsvollen Staates führte. Es ist viel zu einfach und entspricht keineswegs den Tatsachen, die tschechoslowakischen Schwierigkeiten mit den Slowaken und Deutschen, und auch die damalige außenpolitische Konfliktsituation mit dem praktischen und bequemen Hinweis auf den aggressiven Nationalsozialismus Adolf Hitlers abzutun. Es wurde schon behandelt, aber es müßte noch weiter untersucht werden, inwiefern das unentschlossene Schwanken zwischen einer „tschechoslowakischen“ und „tschechisch-slowakischen“ Lösung sowie die unzulängliche Prager Politik gegenüber der Slowakei den Staat tragisch schwächten. Es fehlen auch noch manche Untersuchungen über die Motive und Entwicklung dessen, was als „sudetendeutsches Problem“ einen unheilvollen Klang bekam, obwohl die tschechische Forschung die damaligen komplexen Verhältnisse innerhalb des deutschen Lagers in Böhmen auch weiterhin unbeachtet läßt und nicht zur Kenntnis nehmen will, daß es bis zum letzten Augenblick auch auf dem rechten Flügel der sudetendeutschen Politik „böhmische“ Tendenzen gab, die von Prag ungenützt blieben, und daß die Wähler der aktivistischen Parteien Prag erst dann den Rücken kehrten, als die Regierungspolitik begann, sich mit der Wirtschaftskrise in einer provinziellen Art und Weise zu beschäftigen, die bewies, inwiefern jene traditionelle Funktion des böhmischen Staates unverstanden geblieben war, die da besagte, daß Verantwortung für beide Völker Vorrang hat vor kleinbürgerlichem Kampf um den Arbeitsplatz. Den tschechisch-deutschen Antagonismus ausschließlich vom Gesichtspunkt des Vorabends der Sudetenkrise 1938 oder der Besatzungszeit 1939—1945 zu sehen, entspricht ebensowenig dem geschichtlichen Kontext wie die Rechtfertigung der Kapitulation im September 1938 durch den Hinweis auf den Vertragsbruch Frankreichs und die angebliche Aussichtslosigkeit eines militärischen Widerstandes. Verfügbares Material, das noch detaillierter ausgewertet und ausgearbeitet werden müßte, gibt die Möglichkeit, das politisch aufgebaute „deutsche Gespenst“ ebenso aus dem tschechischen Bewußtsein endgültig zu verdrängen, wie die lähmende Überzeugung, der eigene Staat sei nur ein Spielball der Mächtigen und eigenes Bemühen deshalb sinnlos.

Falls das tschechoslowakische Konzept des Jahres 1918 ein unvollkommen

verwirklichtes Konzept gewesen war, kann etwas Ähnliches von der totgeborenen tschechoslowakischen Demokratie 1945 nicht behauptet werden. Die Regierung, die auf verschlungenen Umwegen aus dem Ausland kam, und die Kräfte, die im Lande selbst sich um die Befreiung bemühten, waren mit der Problematik der Machtübernahme und Machtaufteilung sowie mit der in der Welt sich vollziehenden Polarisierung zwischen Ost und West beschäftigt und so gab es Rache anstatt Gerechtigkeit, Persekution als Mittel zum Aufbau von Machtpositionen und schließlich die unmenschliche Austreibung der Deutschen als Werkzeug einer politischen Strategie, die ebenso gegen die psychologische Basis der tschechoslowakischen Unabhängigkeit gerichtet war wie auch gegen die soziale Befriedung des besiegten und besetzten Deutschlands. Anscheinend gab es keine Zeit, sich mit Konzepten abzugeben, die dem Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Zukunft entsprochen hätten. Die Frage nach Konzepten der damaligen nichtkommunistischen Politik löste höchstens zynische Heiterkeit aus. Es muß festgehalten werden, daß klareres Wissen um die Ziele das Leben kleinerer Staaten und Völker erleichterte. Finnland, im Kriege besiegt, den Sowjets auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, auf Jahrzehnte durch unerträgliche Reparationen und territoriale Verluste geschwächt, schaffte es im Jahr der kommunistischen Machtübernahme in Prag, sogar den allmächtigen Stalin zu überzeugen, daß es besser sei, von einer gewalttätigen Änderung des finnischen Regimes und einer Verletzung der finnischen Grenzen Abstand zu nehmen. Zwei Jahre später, am Tage des kommunistischen Versuches, die Macht in Wien zu übernehmen, trat der sozialdemokratische Präsident Österreichs in der von der Roten Armee besetzten Hauptstadt seines Landes vors Mikrofon und während sowjetische Militärlastkraftwagen kommunistische Kampfgruppen durch die Straßen transportierten, forderte er die Bevölkerung auf, „die Freiheit in ihren Häusern, Fabriken und auf den Straßen zu verteidigen“.

Warum ist so etwas anderswo und nicht in Böhmen möglich gewesen? Wie ist es möglich, daß seit dem Jahr 1956 das ungarische und auch das polnische kommunistische Regime mit dem Bewußtsein leben muß, daß man ein Volk nicht unverantwortlich reizen darf, welches sich erhebt und Widerstand leistet, falls es über die Grenzen des Erträglichen hinaus gepeinigt wird? Rücksichten auf Parteilose, Intellektuelle oder Gläubige führten bis jetzt in diesen zwei Ländern immer zu einer Vermenschlichung und Liberalisierung eines sonst recht unempfindlichen Systems. Aber ist es je geschehen, daß ein totalitäres, seiner Macht sich bewußtes Regime auf seine tschechoslowakische Kolonie Rücksicht genommen hätte?

Das Jahr 1968 brachte Europa eine heute bereits vergessene Ahnung, daß man in der Tschechoslowakei eine neue Variante des Kommunismus erfunden hatte, aber für die Tschechen und Slowaken endete alles genauso wie immer: durch das Erwachen in einer neuen und noch unangenehmeren Unfreiheit und einen Sturz in tiefe und lähmende Lethargie. Warum proklamierte die tschechische Arbeiterklasse 1968 zum Protest gegen den sowjetischen Einmarsch einen einmaligen Generalstreik in der Mittagspause? Und warum scheint die Meinung polnischer Arbeiterinnen in den Webereien an der Ostseeküste mehr

politisches Gewicht zu besitzen als die der Arbeiter der gesamten tschechoslowakischen Schwerindustrie unter Husák?

Die Krisen der Jahre 1938 und 1968 könnte man zur Aufstellung eines Denkmodells des klassischen Versagens herbeiziehen: ein im spirituellen Bereich großzügig konzipierter „großer Wurf“, dessen unvollkommenes Umsetzen in die Wirklichkeit von einem überdimensionierten Glauben an die Macht des Wortes, mangelnder Erfahrung mit adäquater politischer und besonders machtpolitischer Praxis gekennzeichnet ist und dadurch bei der Konfrontation mit vom Gegner angewandten klassischen Mitteln zur Wahrung seiner Machtinteressen sofort in sich zusammenfällt, ohne von den eigenen und zur Verfügung stehenden Machtmitteln Gebrauch zu machen. Auffallend die Diskrepanz zwischen Lippenbekenntnis und adäquatem Einsatz sowie das permanente Taktieren auf Kosten der Prinzipien, wobei die taktischen Mittel provinziellen Charakter haben und der Größe der Auseinandersetzung nicht angemessen sind. In der letzten Phase schließlich ein dem Aufbruch unangemessener, oft grotesker Abgang, gefolgt vom Versuch, Kompromisse mit nicht Kompromißbereiten zu schließen, wodurch ein irreführendes Verwischen der Grenzen zwischen dem Zulässigen und Unzulässigen erfolgt. Es bleibt nicht einmal ein Beispiel, sondern nur Verwirrung, gefolgt von Resignation; diesbezüglich nur das Beispiel der Rechtslage, die durch die Zustimmung aller in der Prager Regierung vertretenen Parteien zum Münchner Abkommen und die willige Zusammenarbeit tschechoslowakischer Kommissionen mit reichsdeutschen Stellen an der Parzelenation des eigenen Staates im Herbst 1938 entstand. Auch die Frage der Kontinuität „Beneš-Hácha“, wie sie sich nach Benešs diesbezüglicher Erklärung im Oktober 1938 ergab, sowie die Groteske der von den Sowjets 1968 im eigenen Gebäude ausgehobenen Parteiführung und die Unterschriften Dubčeks und Černíks unter ein Gesetz, das lange nach der Besetzung die Persekution ihrer Anhänger ermöglichte, nicht zu sprechen von der in beiden Fällen verabsäumten Möglichkeit, die Entschlossenheit zum militärischen — also klassischen — Widerstand glaubhaft zu demonstrieren oder zu nützen. Hier scheint die Forschung eine aufklärende Aufgabe vorzufinden, denn es scheint lebenswichtig, den Blick auf das Wesentliche zu lenken.

Auch nach 1968 wiederholt sich ein Schauspiel, das seit jeher die Epochen nach den Niederlagen in der modernen böhmischen und tschechoslowakischen Geschichte charakterisierte: anstatt einer kritischen Analyse und eines Versuchs, durch kritischen Blick die Zusammenhänge und Ursachen zu erkennen, wird die Zeit damit vertan, daß man sich publizistisch beklagt, wieder einmal hätte ein unbarmherziges Schicksal die Erlösung der Welt „made in Czechoslovakia“ verhindert. Jeder, dem es aber an der Fähigkeit mangelt, sich an so ausschließlich spirituellen Genüssen zu ergötzen, sowie alle, die in den verkohlten Trümmern des jeweiligen gescheiterten Versuches leben müssen, stehen ratlos, wenn nicht verzweifelt vor solchen Erwägungen und auch vor dem tschechischen Hang zum analytischen Detail, der sich in Abhandlungen darüber äußert, inwiefern das Modell „Prag 1968 westliche Strukturen reformieren könnte“, oder was wohl geschehen wäre, falls der Parteitag vor dem 21. August statt-

gefunden hätte oder die Arbeiterräte mächtiger gewesen wären. Der in dieser Art manifestierte Scharfsinn endet dann unweigerlich in einer Rhetorik, die nur jene geschichtsfremde Ebene der Illusionen petrifiziert, auf der sich das böhmische politische Leben schon viel zu lange und mit viel zu katastrophalen Folgen bewegt, als daß es widerspruchslos hingenommen werden sollte.

Der Widerspruch enthält zwei Forderungen: den Ursprung und die Rolle jenes skeptischen Realismus zu finden, der die fragwürdigen Haltungen an den verhängnisvollen Wendepunkten tarnt, und zweitens das spirituelle Klima zu ändern, in dem sich das politische Denken und Handeln vollzieht. Bisher brachte die Suche nach zusammenfassenden und erklärenden Motiven allzu häufig engagierte Generalisationen und die wenigen Versuche, das Streben nach klärender Einsicht anders anzulegen, trafen nicht nur auf den Widerstand des Politikers im nationalen oder sozialen Kampf — der nach einer geistig und wissenschaftlich verbrämten Waffe suchte —, sondern auch manchmal auf die Kritik des Fachmanns, der detaillierte Erkenntnis in Teilbereichen und lückenlose Reihung von Daten außerhalb des großen Zusammenhanges vorzieht. Und doch scheint — meiner Meinung nach — nur in einer Synthese, d. h. im Sinn nach dem Ganzen, das sich aber auf einwandfreie Forschungsergebnisse stützen muß, der Weg zur Erkenntnis zu liegen. Da gäbe es einige anregende Fragen: inwiefern ist die tschechische Skepsis auf die vielleicht biologische Erfahrung zurückzuführen, die sich aus dem nicht eindeutigen Ausgang — und natürlich auch aus seiner oft larmoyanten populären Interpretation — des hussitischen Aufbruchs ergibt? Inwiefern gibt es vielleicht Parallelen mit ähnlichen Aderlassen — aber anders gearteten Interpretationen — bei anderen Völkern (Napoleonische Kriege)? Und inwiefern ist die traditionelle Provinzialität der tschechischen politischen Praxis auf die Folgen des Erdbebens des 17. Jahrhunderts zurückzuführen?

Über dreihundert Jahre dauern das Tauziehen der geistigen Nachfolger jener Opponenten, die sich im 17. Jahrhundert in Böhmen gegenüber standen, und die aktualisierenden Interpretationen des einstigen Kampfes zwischen der ständischen Regierungsform und dem zentralistischen und absolutistischen Staat. Die Auswirkung der kosmopolitischen Barockkultur der Gegenreformation sowie ihre sozialen Aspekte dienten ebenso als Rechtfertigung einer Staatsgründung wie zur Erklärung von untilgbaren und tragischen Animositäten zu Völkern, Institutionen und sozialen Klassen. Aber es fehlt immer noch die objektive und auch die psychoanalytische und detaillierte Auswertung dessen, was damals geschah und inwiefern es den weiteren Ablauf der böhmischen Geschichte bis heute beeinflusst. Die traditionelle Art, d. h. auf der einen Seite eine bis zum genußvollen Masochismus gesteigerte und dabei ebenso unpräzise wie unwürdige Hervorhebung der Märtyrerrolle und auf der anderen Seite die kaum zu rechtfertigende Glorifikation, führte nirgendwohin. Und doch bleibt es eine der wichtigsten Forderungen an die Forschung, sich mit den Folgen der Tatsache zu befassen, daß in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts für Böhmen die aktive Rolle in der Staatsführung verloren ging und der Eintritt in eine passive Phase erfolgte — wenn wir an die praktische Ausübung der Macht,

die Verantwortung für staatliche Angelegenheiten und in Kategorien der Machtpolitik denken. Die Frage blieb bis heute unbeantwortet, was die damalige Änderung der sozialen und politischen Strukturen im habsburgischen Böhmen für die Entwicklung und Qualität der Führungseliten der Zukunft bedeutete. Die Glorifizierung der Kleinarbeit und der „Erwecker“ war vielleicht die einzige tolerierte Art, um sich mit einem Phänomen auseinanderzusetzen, das praktisch — meiner Meinung nach und symbolisch ausgedrückt — auch noch für das Debakel von 1968 verantwortlich zeichnet, während es einem Sakrileg gleichkam, den Beweis führen zu wollen, daß das Vegetieren in teilweise unvorstellbaren Niederungen nicht ohne Folgen bleiben konnte. Der mühsame Weg Böhmens in das 20. Jahrhundert mit Meilensteinen langsam und beschwerlich wachsender Institutionen, die für die Nachbarvölker eine Selbstverständlichkeit waren, mußte sich doch auswirken.

Es war ein Pole, Mickiewicz, der es recht präzise erfaßte, als er sein eigenes Volk betrachtete und dann von den Tschechen sagte, sie seien ein „sonderbares Volk von Forschern und Philologen“, ein Volk ohne eigenen Kommerz, Industrie und Armee, ein Volk ohne Staatsmänner. Warum will man sich nicht ehrlich und ohne Scham mit der Tatsache auseinandersetzen, daß in einer Zeit, als die Mitglieder der Prager Akademie der Wissenschaften miteinander ausschließlich deutsch sprachen — denn das Tschechische reichte nicht einmal für die Bezeichnung der Werkzeuge eines Arbeiters —, Händels Oper „Almera“ ihre Premiere hatte, Leibniz seine Schriften veröffentlichte, Bach seine Brandenburgischen Konzerte komponierte, in England die Encyclopedia Britannica erschien und Rousseau seinen „Brief an d'Alambert“ schrieb? Einerseits scheint es mir notwendig, mit dem traditionellen böhmischen Flagellantentum und der vereinfachenden Legende vom „dreihundertjährigen Leiden in den Fängen der schwarz-gelben Hydra“ Schluß zu machen, andererseits sollte aber die Forschung nicht übersehen, daß eben jene dreihundert Jahre eine politische Praxis und psychologische und objektive Haltung hervorbrachten, die auch aus der modernen Geschichte Böhmens nicht verschwinden will. Es ist eben Aufgabe der Forschung, gegen Legenden und kompensierende Stilisationen Stellung zu beziehen, die es — mit tatkräftiger Hilfe jener, die eine engagierte Forschung zur Rechtfertigung ihrer politischen Ziele brauchten — immer wieder erfolgreich verhinderten, logische Schlüsse zu ziehen und den Weg aufzuzeigen, der zur endgültigen und befreienden Trennung von jener politischen Provinzialität führt, in der Böhmen vom 17. bis zum 19. Jahrhundert lebte.

Es gibt eine aufschlußreiche neue Arbeit eines jüngeren amerikanisch-deutschen Historikers, der sich die Mühe nahm, den sozialen Background von 97 Angehörigen der politischen Führungselite der tschechoslowakischen Republik zwischen 1918—1938 zu untersuchen. Die geographische und soziale Herkunft zeigt eine Linie auf, die eine direkte Verbindung zwischen dem Staat des 20. Jahrhunderts und jenen tschechischen Verhältnissen von einst darstellt, die sich — wie ich es einst definierte — „durch Bescheidenheit, Sorge und oft auch Not auszeichneten, durch geduldige Hoffnung, hoffnungslose oft demütigende Armut, dumpfe Bedürftigkeit, überbelegte und unbeheizte Studentenbuden, Al-

mosen als Entgelt, mildtätig gewährten Freitisch . . .“. Dort liegen wahrscheinlich die Wurzeln des tschechischen, jedem Wagnis abholden politischen Realismus, der sich beinahe jeder Schändlichkeit anzupassen weiß, dieses Phänomens, das noch auf seine Analyse ebenso wartet, wie das Phänomen der tschechischen politischen Praxis unter Österreich-Ungarn. Es müßte auf der Suche nicht nach dem „Sinn“ sondern nach der Ursache der tragischen Ereignisse untersucht werden, was diese Praxis eigentlich gewesen war und wie sich das, was sie bestimmte, auf die weitere Entwicklung bis zur heutigen Zeit auswirkt: die damalige totale Reduktion der Aktivitäten auf ausschließlich interne Angelegenheiten, Isolierung von der Außenpolitik und den Maßstäben und Anforderungen des internationalen Lebens, die trügerische Sicherheit im Windschatten des Schutzes, den Wien gegen die Außenwelt gewährte, Vereinsmeierei, Politik innerhalb der politisch beinahe impotenten Parteien, deren Führung absolut loyal gegen den „Erbfeind“ war, mit dem „verhaßten“ Herrscherhaus feierte und trauerte, die lehrte, das Ziel mit Intrige, List, kleinem Betrug, vorgetäuschter Loyalität und mit jenem, das Rückgrat brechenden offiziellen „Ja“ und privatem „Nein“ zu erschleichen. Durch Jahrzehnte wurden damals unverbindlich Fähnlein geschwenkt, Parolen gerufen, die eigene politische Hilf- und Machtlosigkeit mit den Nationalfarben verbrämt. Der kleine persönliche Erfolg, die Suche nach mächtigen Verbündeten, die Unmöglichkeit einer offenen Auseinandersetzung bestimmten das politische Leben. Es fehlte direkte Erfahrung mit dem Apparat und der Technik der Macht, es gab keine Praxis mit der Verantwortung für das eigene Land, kein Denken in den Dimensionen eines Staates und internationaler Konflikte, keine Verantwortung für ein Heer, keine Erfahrung mit der ausgleichenden Gerechtigkeit der Schlachtfelder und ihrem Zusammenhang mit dem Preis der Freiheit, keine langfristigen Konzepte. Die eigene Geschichte wurde damals zu einer leblosen aber umso heroischeren Legende von der hussitischen Größe und dem „Leiden der böhmischen Herren“, die man einst am Altstädter Ring hinrichtete. Das alles zusammen vernebelte endgültig das klare Wissen um die bi-nationale Struktur und politische Funktion des ursprünglichen böhmischen Staates. Außerhalb des geschichtlichen Zusammenhangs wuchs eine defätistische und pazifistische Moral, die sich von der unsachlichen und engagierten Interpretation der vergangenen Mißerfolge nährte und sich notgedrungen angewöhnen mußte, auf wunderbare fremde Hilfe zu warten, die aus dem Gefühl der verzweifelten Machtlosigkeit hinausführen würde. Von da kommen — so meine ich — die psychologischen Voraussetzungen für die spätere so tragische Kleinlichkeit und Naivität, die Irrealität des theoretischen Konzeptes, das Versagen bei der Konfrontation mit der Realität, die Suche nach mächtigen, den Erfolg garantierenden Allianzen — von Riegers Reise nach Paris 1849 bis zu den verschiedenen Pilgerfahrten nach dem weißen und roten Moskau, von den französischen und sowjetischen Allianzen bis zu dem heutigen Hoffen der Hoffnungslosen auf „China, das schon mit den sowjetischen Besatzern aufräumen wird“.

Unter solchen Umständen scheint die Forderung angebracht zu sein, jene Art des Denkens zu verlassen, die zu oft versagte. Erst dann kann es klar wer-

den, daß auch 1968 — wie immer, wenn die politischen Überbauten historischer Staaten einstürzen oder sich ändern, wenn auch nur für kurz aber doch — die unveränderlichen Prinzipien und Gesetze ihrer überzeitlichen und vielleicht transzendentalen Existenz in den Vordergrund treten. Es ist kein Zufall, daß das Wesentliche des Geschehens auch 1968 in direkter Beziehung zu dem ursprünglichen Staat, zu seinen historischen Ländern und seiner grundsätzlichen Problematik stand. Die Aufzählung ist kurz und umfaßt vier Punkte:

1. Das Jahr 1968 brachte das endgültige Ende des traditionellen tschechischen allslawischen Taumels, jener Verzückung, mit der man — trotz prominenter Kritik aus eigenen Reihen — zum weißen oder roten Mütterchen Moskau, zum Thron der Romanoffs oder zum Kreml blickte. Das ist gleichbedeutend mit dem Abwerfen jenes Ballastes, der die neugeschichtlichen Beziehungen Böhmens zu allen anderen Nachbarn unheilvoll belastete. Man wird die Vergangenheit, aber auch die diesbezüglichen Möglichkeiten für die Zukunft untersuchen müssen.

2. Das Jahr 1968 belastete kritisch die Beziehung zwischen den Tschechen und den Slowaken. Es gab zwar schon lange das tschechische Trauma, das durch die slowakische Haltung 1938, den Abfall der Slowakei im Jahr 1939 und die Konflikte zwischen 1945 und 1967 ausgelöst wurde. Aber bis 1968 waren es die Tschechen, die nach Preßburg mit dem Gefühl eines verschmähten Liebhabers blickten. Die Ereignisse 1968 bereicherten den tschechisch-slowakischen Antagonismus um eine Reihe neuer Aspekte, von denen manche in die Bereiche der Geschichte und Politik, andere dann in die Psychologie gehören. Der tschechische Vorwurf, während der kritischen Zeit sei es „in der Slowakei mehr um die Föderalisierung als um die Liberalisierung gegangen“, petrifizierte sich ebenso durch die Ereignisse wie durch die personelle Symbolik und das legale Sprengen der staatlichen Einheit. Zum traditionellen Angewidertsein der Slowaken durch Prag gesellte sich zum erstenmal das symmetrische Gegenstück tschechischer Antipathien für Preßburg; als ob eine schon lange Zeit kränkelnde Beziehung abgestorben wäre. Das Klima hat sich eben in jenen Bereichen bis zur Unkenntlichkeit verändert, die über den Willen zum Zusammenleben entscheiden. Nach fünfzig Jahren hörte der gemeinsame Staat auf, eine axiomatische Voraussetzung für die Selbständigkeit beider Völker zu sein.

3. Das Jahr 1968 brachte die in bezug auf den vorhergehenden Punkt bedeutsame Rückkehr des Landes Mähren in das Spiel der politischen Kräfte. Obwohl auch vom Dubček-Regime aus mancherlei Gründen — besonders wegen slowakischer Proteste — nicht offiziell toleriert, zeigte die Intensität, mit welcher sich der mährische Landespatriotismus auf allen Ebenen durchzusetzen begann, daß sich auch im Unterbewußtsein eines Volkes eine recht genaue Erinnerung an ursprüngliche und natürliche Konzepte erhalten haben muß. Die tschechisch-slowakische Krise und die Renaissance eines mährischen politischen Bewußtseins bereicherten das Spektrum der Realitäten um einen überraschend vitalen Trend zum echten Föderalismus, sei es innerhalb der Grenzen der histo-

rischen Länder der Tschechoslowakei oder aber in einem übernationalen mitteleuropäischen Konzept.

4. 1968 änderte sich die Beziehung zum Deutschtum. Der deutsche Nachbar und der vertriebene Landsmann — nicht durch die DDR, sondern durch die Bundesrepublik repräsentiert — verlor seine negative Funktion in der komplizierten politischen Psychologie der böhmischen Länder gerade bei jener Generation, die über die Zukunft entscheiden wird, falls sie nicht in der Hoffnungslosigkeit der Gegenwart erstickt. Das 1938 geborene deutsche Trauma, dieses liebste Kind der kommunistischen und sowjetischen Politik, ist tot.

Meiner Meinung nach sind dies die wenigen wirklich entscheidenden Folgen des Jahres 1968 und es müßte nachdenklich stimmen, daß sie so eng die Grundzüge des ursprünglichen Staates berühren. Die Grenzen und die Regime mögen sich ändern, doch die Konstanten — so oft und mit so tragischen Folgen mißachtet — bleiben: die geographische Lage der historischen Länder, dieses traditionellen *carefour de l'Europe Central*, durch dessen Territorium die strategisch wichtigen inneren Verbindungen zwischen seinen Nachbarn verlaufen, und ihre Lage und Aufgabe an der Grenze zwischen Slawentum und Deutschtum, zwischen Ost und West.

Ich meine, daß nach den tragischen Irrungen, die nach einer Verankerung dieses Raumes außerhalb Mitteleuropas suchten, Bemühungen einsetzen müßten, um die Rückkehr Böhmens nach Böhmen zu ermöglichen. Diesbezüglich könnte die Forschung helfen, denn das, was Realität werden soll, muß erst in geistigen Bereichen erfaßt und vollzogen werden und Gestalt gewinnen.